

Format de citation

Antipow, Lilia: Rezension über: Tat'jana Marčenko, Russkie pisateli i Nobelevskaja premija (1901-1955), Köln: Böhlau, 2007, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, jgo.e-reviews 2012, 2, S. 33-35, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/9b3059b645882951bca02e19bf8840bb>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées.
Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Die 34 Agenten der britisch-sowjetischen Hauptaktion „Pickaxe“, die von September 1941 bis Mai 1944 lief, kamen aus der Sowjetunion. Sie wurden zunächst in der Nähe von Moskau ausgebildet, dann mit den Flugzeugen des SOE in verschiedenen Ländern, die sich unter deutscher Okkupation befanden, mit Fallschirm abgesetzt. Ihre Lebenserwartung lag zwischen vier Tagen und acht Monaten nach der Landung (S. 288). Unter den britisch-sowjetischen Agenten gab es viele kommunistische Veteranen des spanischen Bürgerkrieges und Kommunisten aus verschiedenen westeuropäischen Ländern, die in die Sowjetunion ausgewandert waren (S. 73–78, 106). Bei der Suche nach Agenten für diese wie auch andere Aktionen richtete sich der NKVD nicht nach dem Prinzip der Freiwilligkeit. Die Kandidaten kannten das sowjetische Regime gut genug, um dem Verfahren nicht zu widersprechen (S. 117). Die Art des Umgangs mit den Agenten bildete einen enormen Unterschied zwischen dem sowjetischen und dem britischen Geheimdienst. Dies wirkte sich entsprechend auf das Selbstverständnis, die Motivation und das Handeln der Agenten aus (S. 297–298). Nur äußerst wenige sowjetische Agenten konnten ein so komfortables Leben führen wie der britische Agent George Hill, der zwischen 1941 und 1945 in Moskau lebte und unter der Aufsicht des NKVD eine besondere Beziehung zu dieser Stadt und ihren schönen Frauen aufbaute (S. 52–68).

Am engsten gestaltete sich die britisch-sowjetischen Kooperation in Teheran, wo das britisch-sowjetische Team verhinderte, dass die lokale Bevölkerung die Loyalität wechselte, eine prodeutsche Regierung etablierte und Nazi-Deutschland im

Krieg unterstützte. Ebenso soll das britisch-sowjetische Team angeblich ein Attentat auf Roosevelt, Stalin und Churchill auf der Konferenz in Teheran verhindert haben, wobei nicht eindeutig bewiesen ist, ob die Deutschen dieses tatsächlich planten (S. 195–204, 290). Eine der spannendsten, aber auch am wenigsten erfolgreichen Aktionen mit dem Namen „Mamba“ bestand darin, die russische Kollaboration mit den Deutschen, vor allem in Gestalt von Andrej Vlasovs Russischer Befreiungsarmee, zu „stehlen“ und sie im Kampf gegen Deutschland zu benutzen (S. 215–237).

O’Sullivan’s Monographie basiert auf Dokumenten, die teilweise erst 2008 entsperrt wurden (S. 11). An mehreren Stellen gibt der Autor zu, dass noch nicht entspernte Archivalien mehr Licht auf die Frage des immer noch vernebelten Themas werfen könnten (S. 282). Er sensibilisiert auch die Leser und andere Historiker für die allgemeinen Probleme der Geheimdienstgeschichte: „Scholars studying intelligence history always need to be cautious because the institutions involved have a keen interest in writing their own history.“ Seinen aufmerksamen und feinen Umgang mit der Geheimdienstvergangenheit erwies O’Sullivan unter anderem am Fallbeispiel der „Roten Kapelle“, die als solche, wie er beweist, nicht existierte und nur durch den Jargon der Abwehr zu einer kohärenten Einheit konstruiert wurde, um danach als ein quasi mythologischer Begriff nicht nur von Politikern, sondern auch von Geheimdiensten und Geheimdiensthistorikern benutzt zu werden (S. 252, 290–294).

Grzegorz Rossoliński-Liebe, Berlin

TAT’JANA MARČENKO: Russkie pisateli i Nobelevskaja premija (1901–1955) [Russische Schriftsteller und der Literaturnobelpreis (1901–1955)]. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2007. 626 S. = Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen, 55. ISBN: 978-3-412-14006-9.

Am 10. Dezember 1933 versammelten sich im prächtig geschmückten Konzerthaus der schwedischen Hauptstadt Stockholm Mitglieder der Königsfamilie, Angehörige des Königshofes, Vertreter des diplomatischen Korps sowie der politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Elite Schwedens. Den Anlass für die Zusammenkunft eines derart hoch angesehenen Publikums war die wieder anstehende Aushändigung des Nobelpreises an die Preisträger. Einer von ihnen war in jenem Jahr Ivan Alekseevič Bunin.

Bunin war der erste russische Schriftsteller, der den Nobelpreis für Literatur bekam. Doch er war nicht die einzige literarische Größe Russlands, die bis dahin für diesen Preis nominiert worden war. Die „Nobelpreisschicksale“ von Lev Tolstoj, Dmitrij Merežkovskij, Maksim Gor’kij, Ivan Šmelev, Ivan Bunin, Mark Aldanov und Peter Krasnov sind das Thema des vorliegenden Buches. Sein umfangreichstes Kapitel ist verständlicherweise Ivan Bunin gewidmet, dem einzigen russischen Schriftsteller, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Nobelpreis für Literatur tatsächlich erhielt.

Marčenkos Buch belässt es jedoch nicht bei diesem Thema. Die Autorin weitet ihre Fragestellung auf den Bereich der interkulturellen Beziehungen zwischen Russland und Schweden beziehungsweise zwischen Russland und Europa aus. Die Positionen und Stellungnahmen der Gutachter und Mitglieder

des Nobelpreiskomitees werden von Marčenko als eine Art „Lackmustest“ für die Wahrnehmung der russischen Literatur und des „Russentums“ (*russkost*) in Schweden durch Träger einer „schwedischen Mentalität“ betrachtet. Tatjana Marčenkos Studie ist das Ergebnis umfassender Recherchen, vor allem in den Archiven des Nobelpreiskomitees der schwedischen Akademie der Wissenschaften. Ihre deskriptiven Seiten sind zugleich ihre stärksten – jene Seiten, auf denen die Autorin die Geschichte der Nominierung der russischen Schriftsteller rekonstruiert, wobei sie mit feinsinnigen Beobachtungen zu Persönlichkeit und Schaffen der einzelnen Kandidaten (zum Beispiel Ivan Šmelevs) aufwartet, die sie mit einer Liebe zum Detail und zur faktographischen Dichte verbindet.

Doch der Versuch, die „Nobelpreisgeschichte“ der russischen Schriftsteller als ein Dokument der interkulturellen Kommunikation zwischen Russland und Schweden zu interpretieren, erweckt den Eindruck, als erliege Marčenko dabei der Macht eines nationalen, ja nationalistischen Diskurses, der sich in Russland in jüngster Zeit zunehmend auch der Geschichtswissenschaft bemächtigt. Gemeint ist jene Spielart des nationalen Konservatismus, die auf eine messianische „russische Idee“ und einen starken Staat setzt und in der Einstellung „des“ Westens zu Russland permanent „Feindseligkeit“ vermutet. Zentrale Begriffe der Autorin sind keine wissenschaftlichen Kategorien, sondern eher Versatzstücke einer nationalen oder nationalistischen Imagologie. Jedenfalls wahrt sie keine nüchtern-kühle Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Sie operiert wie selbstverständlich mit Begriffen wie „russische Mentalität“ (S. 201), attestiert Bunin eine „echte russische Seele“ (S. 488) und sieht in Gor'kij's „Kindheit“ den „wilden russischen Freiheitsgeist“ (*russkaja vol'nica*) am Werke. Im Vergleich mit der „russischen Mentalität“ kann die „schwedische Mentalität“ (S. 469) nur verlieren. Die Schweden seien „provinziell“ (S. 588), hätten kein leidenschaftliches Temperament (S. 102), seien „gefühlskalt“ (S. 119), selbst wenn sie „an der Riviera logierten“ (S. 435), und überhaupt dächten sie mehr über ihren „Sommerurlaub“ nach (S. 160) als über „erhabene“ und „ernste“ Dinge. Darüber hinaus seien „die“ Schweden „konservativ“ und „Träger eines bourgeois Geistes“ (S. 261). Was könne man, so scheint die Autorin dem Leser suggerieren zu wollen, vom Gutachter des Nobelpreiskomitees für slawische Literaturen, Anton Kalgren, an Verständnis für Russland und die russische Literatur schon erwarten, wo er doch Protestant sei? Nicht minder seltsam mutet die Bemerkung der Autorin

über den Schriftsteller Oscar Levertin an, den sie als Juden freispricht von dem angeblich für „alle Schweden“ typischen „verletzten Nationalgefühl“, was ihr Verhältnis zu Russland betreffe (S. 109).

Problematisch wird das Verfahren vor allem dort, wo Marčenko von konkreten Personen in ihrer Funktion als Gutachter und Komiteemitglieder abstrahiert und sie an anderer Stelle des Buches unversehens mit einem nicht näher definierten „Westen“ (S. 136, 160) oder einem ebenso abstrakt bleibenden „Europa“ (S. 165) gleichsetzt. Als Erklärung für die Haltung des Nobelpreiskomitees zu den russischen Schriftstellern wird dann – zwar nicht ausschließlich, aber immer wieder – ein grundsätzliches, ein „angeborenes“ Missverständnis gegenüber dem „Russentum“ in Schweden, eine „Fremdheit“ der „russischen Mentalität“ für die „schwedische Mentalität“, ein permanenter russisch-schwedischer „Antagonismus“ bemüht, der angeblich seit dem XVIII. Jahrhundert, das heißt seit Peter dem Großen, bestehe. Er sei einer der Gründe für die Ablehnung Tolstojs (S. 109), Merežkovskijs (S. 125, 133–135), Gor'kij's (S. 197, 201, 452) oder Šmelevs (S. 283) bei der Vergabe des Nobelpreises gewesen. Umgekehrt, so Marčenko, habe Bunin den Gutachtern und Mitgliedern des Nobelpreiskomitees mit seiner negativen Sicht auf Russland imponiert (S. 391, 452). Die Ablehnung eines russischen Schriftstellers als Preiskandidat wird von Marčenko stets nicht nur als ein Beschluss über eine konkrete Person, sondern ebenso als nationale Entscheidung gesehen, die gegen Russland als nationale Gemeinschaft gerichtet gewesen sei: Die „Beschlüsse des Nobelpreiskomitees verströmten jahrzehntelang einen Geist der Feindseligkeit gegenüber Russland“ (S. 109), so die Autorin, und im Falle Merežkovskij spricht sie sogar von einem „antirussischen Ausfall“ (*antirusskij vypad*) des Komiteegutachters Jensen (S. 125–126). Generell gelte, dass nur das jeweilige „Nationalbewusstsein“ (*nacional'noe soznanie*) in die Lage versetze, die „heimatliche Literatur“ (*rodnaja literatura*) „angemessen“ zu bewerten (S. 75); das Verstehen von Bunins literarischer Welt sei für „alle schwer“, die nicht mit ihr (gemeint ist: der „russischen Welt“) „durch Blutsbande“ verbunden seien (S. 391); was generalisiert und im Umkehrschluss heißt: Ein angeborenes „Russentum“ ist Vorbedingung für ein adäquates Verständnis der russischen Literatur; oder noch genereller: Für das „westliche Bewusstsein“ seien „Russland“ und der „russische Nationalcharakter“ schlichtweg „unbegreiflich“ (S. 109)!

Andererseits kann der Leser Marčenkos Ausführungen auch entnehmen, dass Merežkovskij keines-

wegs nur wegen seines „Russentums“ den Nobelpreis nicht bekam; die Hauptgründe andere waren (S. 162). Und das ausschlaggebende Moment für die Preisverleihung an Bunin waren nicht seine „anti-russischen“ Äußerungen, sondern die hohe Bewertung seines künstlerischen Könnens war, die Tatsache, dass er die „Traditionen des klassischen russischen Realismus“ fortsetzte (S. 69). Was das „angeborene“ Russentum als Vorbedingung für ein „Verstehen“ der russischen Literatur angeht, so ist damit nicht recht in Einklang zu bringen, dass Lev Tolstoj, wie Marčenko an anderer Stelle selbst berichtet, in bestimmten Kreisen der russischen Öffentlichkeit weder verstanden noch anerkannt wurde (S. 108). Schließlich stellt sich die Frage, von welcher grundsätzlichen Animosität zwischen dem „europäischen Westen“ und dem „russischen Osten“ die Rede sein kann, wenn Vertreter der schwedischen Kulturelite Widerspruch gegen die Ablehnung des Nobelpreiskandidaten Tolstoj einlegten (S. 93); wenn „westliche“ Schriftsteller und Gelehrte russische Autoren mehrfach für den prestigeträchtigen Preis vorschlugen (S. 48, 96, 148); wenn „westliche“ Slavisten eine beachtliche Nobelpreis-Kampagne für Bunin auf die Beine stellten (S. 349–362); wenn russische Schriftsteller, selbst solche, die sich wie Merežkovskij eines negativen Urteils über das „Russentum“ nicht verdächtig gemacht hatten (S. 207), bei Lesern aus der intellektuellen Elite und der Mittelschicht des nämlichen „Westens“ auf Zuspruch stießen.

Vermutlich hätte man die (zweifelloso vorhandenen) Grenzen der Wahrnehmung und des „Verstehens“

der russischen Schriftsteller bei den schwedischen Gutachtern in ihrer politischen und kulturellen Bedingtheit durch eine genauere Analyse ihres Russland-Bildes aufzeigen können, ohne Exkurse in das Gebiet der nationalen Metaphysik zu unternehmen und mit Pauschalkonstruktionen der nationalen Mythologie – wie einer „angeborenen Unterschiedlichkeit“, einer „Fremdheit“ und sogar „Feindseligkeit“ zwischen „russischer“ und „schwedischer Mentalität“ – zu operieren, wodurch das Problem des „Nicht-Verstehens“ beziehungsweise des „Missverstehens“ der russischen Literatur in Schweden aus einem Problem der politischen Orientierung, der politischen Interessen und der kulturellen Sozialisation zu einem Problem „primordial“ verstandener Nationalität wird. Auf der Suche nach einer Erklärung dafür, warum ein russischer Schriftsteller beim westeuropäischen Lesepublikum nicht ankam, hätte es nahegelegen, den literarischen Markt, die zeitgenössischen Diskurse und die Leseinteressen in den einzelnen europäischen Ländern genauer unter die Lupe zu nehmen. Schade, dass dies nicht geschehen ist, weil das Grundanliegen des Buches durchaus Beachtung verdient als Versuch, den Leser für die kulturelle Rolle der russischen Literatur und der russischen Schriftsteller in den (west)europäischen Ländern zu sensibilisieren, und den übertriebenen „Eurozentrismus“ ihrer kulturellen Institute – wobei Europa mit dessen Westen gleichgesetzt wird – zu problematisieren.

Lilia Antipov, Erlangen

DYNNIKOVA, IRINA: Morozovskij chor v kontekste staroobrjadčeskoj kul'tury načala XX veka + CD. [Der Morozov-Chor im Zusammenhang der altgläubigen Kultur vom Anfang des 20. Jh. + CD.] Moskva: Indrik, 2009. 440 S., Fotoabb. ISBN: 978-5-91674-055-4.

Noch heute kennt man die Familie Morozov als Altgläubige, Textilfabrikanten und Kunstsammler aus der Zeit vor der Russischen Revolution. Doch kaum jemand weiß, dass einst auch ein Altgläubigenchor mit bis zu 500 Mitgliedern, einem anerkannt hohen Niveau und einer bedeutenden Konzerttätigkeit den Namen Morozov trug. Irina Dynnikova hat eine Vielzahl von Quellen zu diesem Ensemble zusammen getragen und in ihrer 2008 eingereichten Dissertation unter historischen wie musikwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewertet. Entstanden ist eine sehr dichte Erzählung über das „Goldene Jahr-

zehnt“ der Altgläubigen zwischen dem Toleranzedikt von 1905 und 1917.

Die chronologisch gegliederte Darstellung beginnt mit den Auswirkungen des Toleranzedikts von 1905. Während vorher die religiösen Aktivitäten weitgehend in den Untergrund verbannt waren, konnte sich nun das aufgestaute Potential der Altgläubigen ungehindert entfalten. In kurzer Zeit entstanden ein Lehrerseminar, zahlreiche Kirchenschulen und über 1000 Kirchen und Gebetshäuser.

Die Morozovs hatten als großzügige Mäzene und Stifter von rund hundert Kirchen einen beträchtlichen Anteil an diesem Aufschwung. Das zweite Kapitel zeigt, wie die Familie ihr sagenhaftes Vermögen erwarb und sich in fünf Zweige aufspaltete. Als Begründer der Dynastie gilt der Leibeigene Vasilij Morozov, der 1797 bei Bogorodsk (heute: Noginsk) eine Seidenweberei eröffnete und diese dank der Aussteuer und Mitarbeit seiner Frau zum Blühen brachte. Sein Sohn Savva kaufte sich frei und stieg zum